

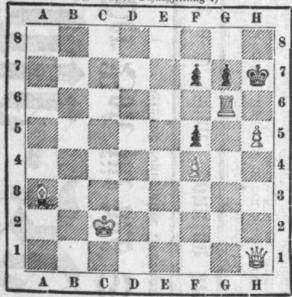
Sollte diese Erinnerung an die Weinrose, die wir nach obiger Schilderung wohl mit Recht eine Schutz- und Erziehungspflanze genannt haben, dazu beitragen, den Anbau derselben im großen zu verbreiten, so würde der Zweck dieser Zeilen erfüllt sein.

Erwähnen wollen wir noch, daß Herr Franz Deegen jun. in Köhrig (Schirning) diese Rose in Anzucht ihrer unübertroffenen Vorzüge in großem Maßstabe zücht und stets kräftige und junge Pflanzen in jeder Quantität zu billigen Preisen abgibt. Einen ganz besonderen Vorzug genöhrt derselbe dadurch, daß er nicht — wie sonst üblich — seine Samenbeete, wie sie sind, einfach zum Verkauf abräumt, sondern bei der ungeheuren Menge seiner Raumpflanzen stets nur mit den allerkräftigsten Pflanzen die Abnehmer befrichtigt. Auch wer sich für die Anpflanzung edler Gartenrosen interessiert, wird in dieser rühmlichst bekannnten Gärtnerei, in der die Rose in allen ihren Arten und Formen millionenfach in musterhafter Schönheit der Sorten, Schönheit und Kraft vertreten ist, das Beste finden, was er wünscht.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp. Aufgabe Nr. 236.

Der 3. u. 8. Fortschritt in Weizsä. (Zweite Lösungsmöglichkeit)



Welch geht an und setzt im 3. Zuge matt. (8+4)

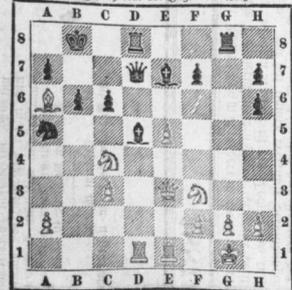
Partie Nr. 156.

Gez. im Café Hotel zu Berlin am 9. Dezember 1886.

Gewinn-Gambit.

Table with 3 columns: White moves, Black moves, and game progress. Includes moves like e2-e4, d5-d4, etc.

Stellung nach dem 19. Zuge von Weiß.



Bitte die Redaktion verantwortlich: S. S.: Dr. H. Wörst in Halle.

Table with chess moves and solutions, including moves like Tg3-g2, Kd1-d2, etc.

1) Soll Partie 155 in voriger Nr. 2) Die Aufgabe, die wir in der Partie 155 anwandten, will uns häufiger erschweren. 3) Von D. Gorbelt bereits 1878 in der 'Deutschen Schachzeitung' empfohlen.

Schwedische Korrespondenzpartien.

Table with Swedish correspondence chess moves from Berlin, St. Petersburg, London, and Halle.

Räthsel.

Sauwäthsel.

Welch täuscht in den Sätzen liegt Es andern leicht mit Fingern Und wenn daran noch nicht genügt, Dem macht es etwas weis.

Lösungen folgen in nächster Nummer. Aufösungen der Räthsel in voriger Nummer. Des Homonym's: Bremen. Der Charabz: vollkommen.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. E.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Weibblatt zur Saale-Zeitung.

No. 17. Halle a. d. E., Sonntag 24. April. 1887.

Inhalt: Das Mädchen, das einen Mann sucht. Ein altweibfälliges Sittengemäde. Der deutsche Student. Ein Kulturbild aus dem ersten Decennium des neunzehnten Jahrhunderts.

Das Mädchen, das einen Mann sucht.

Ein altweibfälliges Sittengemäde.

Glaubt nicht, daß ich eines jener freiblen Geschöpfe vorführe, die von Wohlgerüchen duften, mit Blumen und Bändern geschmückt, in untern Gesellschaften sich einfinden, um sich einen Mann zu erkoren; denkt an keine Hebe, stellt euch überhaupt nicht vor, daß mein einen Mann suchendes Mädchen ein Auserwähltes von Anmuth und Kolerterrie sei.

ficherte Pension, und wenn sie heirathet, bekäft sie, gleich den wiedererathenden Wittwen, nach der Bestimmung des § 27 die Hälfte davon. Wir sehen aber hierbei ein für allemal fest, daß keine Wammperion auf ihren eigenen Todesfall mehr als einer Frau, so lange selbige am Leben ist, eine Pension versichern lassen kann; und eben deshalb ist die vorher bestimmte Einwilligung nöthig.

Mein's erste leidet folgende königliche Verordnung vom Jahre 1775, die Friedrich der Große für seine Staaten erließ: Reglement für die königlich Preussische allgemeine Wittwen-Versorgungsanstalt § 29.

Mit dem Zeitungsblatt in der Hand, in dem diese segensreiche Bekanntmachung sich abgedruckt fand, sah die Tante Lore — dies ist der Name unserer alten Jungfrau — auf dem Bänken im Gemüthgarten der Küstlerwohnung, und um sie her spielten zwölf Kinder, ich sage zwölf Kinder, im Gras und auf dem Sandwege herum. Die junge Brut lärnte, und wie entsetzlich lärnte sie! Das kleine Heer hatte sich in zwei feindliche Parteien getheilt; sie warfen sich mit Kohlstiramen und faulen Aepfeln, die Fülllinge legten mit Weichse über verbotene Blumenbeete und die Sieger famen und rissen an der Schürze der Tante Lore, und manche vermessene Hand tam dem kleinen Hühchen nahe, daß die grauen Haare schügte. Welch ungezogene Brut!

Gott und Welt.

Wie lieblich ist der Sonne Schein, Wie hell und licht die Erde! Wie sichtbar wirkt in Feld und Hain Ein neues Schöpfungswort!

Das in sich selbst Beständige, Den ew'gen Quell des Lebens, Das geistig Unveränderliche, Das nicht da da vergehens;

Und wiederum schau in die Zeit Und in der Menschheit Werden, Sich wie sie allwärts weit und breit Sich müde ringt auf Erden:

Was bringt aller Weisen Schaar So wohnig Fremdenpfer dar! Wie lebst du und wehest Alles So mannichfalt'gen Schicksal!

Das hast du nur, das füllst du nur, Wenn du mit höhern Schwärzen, Weit über alles Sichtbar'n Spur In's Geistesreich taucht dringen.

Und wenn du dieses Bild geschaut, Gehst du mit Bann und Schrecken, Wenn es recht nahe und vertraut Geworden dem Herzen:



Alte, da sitzt sie, in ihr Zeitungblatt vertieft, und hört und sieht nichts, merkt nicht, daß ihr kleines Häubchen schief aus eine Ohr gerissen, merkt nicht, daß - o weh! - Pflanzen und Grasbläs unterweh beschädigt worden sind.

Aber das Zeitungsbild ist ihr in diesem Augenblick das Köstliche auf Erden. Nicht das Bild des Künstlers, nicht die harten Scheltworte der Kritiker, nicht das verstaubte Abendbrot und die geschälteste Morgenzente - nichts vermag sie von dem Blatte loszureißen. Sie sieht durch ihre großen Brillengläser, die auf die feine gebogene Nase geklemmt sind, starr auf die Zeilen; sie lächelt, sie foheltiv mit jedem Buchstaben, sie saugt den ganzen langen Artikel in sich, wie man eine saftige Frucht ausschürft. Sie läßt nichts zurück, kein Komma, kein Punkt, selbst nicht das geheimnisvolle und ehrfurchtgebietende Paragrafenzeichen bleibt unberücksichtigt. Endlich reißt sie schwer auf - das Werk ist vollbracht, der Artikel ist in ihr Blut und Säfte übergegangen, sie hat ihn vollkommen verstanden, und nun faltet sie ihre dünnen Hände und zum Himmel aufsehend spricht sie - ein Dankgebet für den König. Dann erst - der Arm wird bebäudend - sieht sie auf die zwölf Unbelde, und Gott! was sieht sie, was hört sie? Zitternd nimmt sie ihre Brille ab, vergißt aber bei allem Schreck nicht, sie sauber abzuwischen und in das Äußerer von Schogrin zu stecken, und nun fährt sie unter die Brille.

Die kleine schiefe Haube flattert im Winde, der Pentostel des rechten Fußes bleibt im Sande stecken. Wie die Alte steigt! Bald ist sie hier, bald da. Die kleine geballte Faust, die weitangefressenen alten Augen mit ihren roten Rändern, wie tomsich! und nun die Scheltworte! Ihr bösen Jungen! ihr verwünschten Taugenichtse, wartet, wartet! Euch wird's schlimm gehen! Aber nicht den Knaben geht's schlimm, sondern der Alten, die atemblos auf die Bank sinken will, diese verfehlt und auf den Sandhaufen niedersinkt unter dem schallenden Geschrei der argen Kette. Sie rafft sich auf, ihr kleines Kattunleibchen, läßt sich wackeln, bekommt einen weiten Riß und die Haube verliert den dürrigen Schmutz, die kleine Spitzengarnitur, die an einem Holzspan hängen bleibt. Dabei röhrt verleihe Holzspan die alte Wange blutig.

So geht sie denn in ihr Kämmerchen, hinten mit einem Papierdrachen verzerrt, den die Zehen ihr noch unvermerkt angeheftet. Die Rechte auf dem Hofe laden, niemand denkt daran, ihr ein wenig Wasser zu reichen, daß sie das Blut von der Wange wische. Die zwölf weißen Hummeln wollen ihr nachschürmen, aber diesmal schiebt sie den Kiesel vor, denn sie will und muß allein sein, softe was es wolle. So hört sie denn, wie an der Thüre geklopelt wird und wie sich dann der Schwarm allmählich verliert. Als sie endlich Stille um sich her fühlt, bringt sie das Blatt nochmals hervor, sät es und verliert sich nun in folgende Gedanken, die so wichtig sind, daß sie selbst ihre blutene Wange und den Riß im Kattunleibchen darüber vergißt:

„Also ich soll mir einen Mann suchen! Welchen wählte ich? Heu vernünftig! sein vorichtig! Unter meinen Verwandten darf ich nicht wählen; eriens sind sie arm und zweitens mögen sie mich nicht. Einen Vater, einen Oheim, einen Bruder - alle diese herrlichen Männer, die Gott armen Weibslenten zum Trost und zur Stütze an die Seite stellt, hab' ich nicht mehr. Unter den Vätern des Kirchhofs liegt seit Jahr und Tag Hans Brodjohn, mein Vater, meinen Bruder, den haben sie in Kriege erschossen; er liegt im fernem Böhmerlande und fragt nicht nach Schwester Lore. Der Mann meines Schweißkinds, hier, der Künstler“ - die Alte schauerte zusammen und zog ihr Kattunleibchen enger über die Brust - „er ist ein ehrlicher, achtbarer Mann; er hat Geld geparkt und leibt es hier und dort auf Zinsen; und dann ist er nach dem Willde Gottes wohlthätig und liebreich. Hünziges Jahr wohnte ich in seinem Hause und sehe meine Züße unter seinen Tisch und genieße mit ihm, was Gott ihm beschert. Wenn es manchmal auch knapp hergeht und für mich nichts übrig bleibt, so ist's weder seine Schuld noch sein Willde, daß ich hungria zu Bett gehe. Wenn ich irgend etwas im Hause versehen habe und er mich liebreich strafft und mir den Worten-fache, den ich alte Mäxrin so gerne trinte, entzieht, so ist's nötig, um mein altes Gedächtnis zu schärfen, damit ich meine Pflichten nicht vergesse. Und ich hab' viele Pflichten übernommen, aber vielmehr man hat sie mir nach und nach auferlegt, damit ich nicht müßig sei. So verheirathet ich jetzt die Stelle der Magd und zugleich der Kinderfrau. Die vier Zuben

und die zwei Mädchen meiner Nichte fielen mir anheim, das verstand sich von selbst; nicht so ganz in der Ordnung war es, daß ich auch die vier wüthen Jungen des Ammanns beaufsichtigen soll, für die der Ammann dem Küster eine kleine Gehaltung giebt - ich glaube, so nennen es die Leute. Dazu kamen noch die zwei kleinen Mädchen, die die Schauspielern im Dorfe zurückließ und für die der Ammann aus dristlicher Liebe ein Jahrgelalt ausgerechnet hat. So ist denn meine Heerde so zahlreich geworden, und es ist wahr, sie läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe. Aber du lieber Himmel! will ich denn mein Brot umsonst essen? Nur ist mein Rücken so krumm, meine Glieder werden alt - ich möchte doch ein wenig Ruhe haben.“

„Wenn die Kirchenglocken und der Choral der Orgel über die Hopfenstangen und die Fliederbüsche dort zu mir herüber-tönen, da möchte ich mich still hinsetzen, das Buch der Bücher in meine Hand nehmen und im hellen Morgenrothstrahl an Gott denken und an meine Lieben, die im Grabe ruhen. Da klopft aber der harte Finger meiner Nichte an die Stuben-thür und ich höre ihre Stimme, die da ruft: „Wollt Ihr denn wieder dem Herrgott den Tag siehlen? Macht, daß Ihr an die Arbeit kommt! Geht und wächt den Boden auf, bringt die Galkammer in Ordnung, wir werden heut Wäste beherbergen.“

„Kind, sag' ich bittend, es ist Sonntag!“ „Ja, nicht wahr?“ ruft sie, „für Euch ist alle Tag' Sonntag! Ein lediges Weibsbild, wie Ihr, denkt, daß sie nur zum Putzen und Putzieren auf der Welt ist. Aber so haben wir nicht gewettet! Wenn Ihr in meinem Hause müßig hocken wollt, so sind wir hinfort geschiedene Leute.“

Wenn ich solche Worte höre, kommt Demuth und Friebe in mein Herz. Ich küsse die Ruthe, die mich züchtigt, und leitere so geschwind als ich kann die enge Bobrntreppe hinauf und denke: Ja, ja du bist ein lediges Weibsbild, und wie oft in deinen jungen Tagen hast du daran gedacht, wie du durch Fuß und Süßlirten dem Weltteufel eine hübsche Reverenz machen könntest; da hörst du's jetzt, und schmeißt, wie bitter und gerecht der Borwurf ist.“

Aber da ich eben an meine jungen Tage denke, an jene Tage, die längst dahin gegangen, steigt mir Peter Clarens Bild auf. Ich höre, daß er jetzt etwas Redetes geworden ist und daß er im Dorfe drüben wohnt. Ob er sich wohl noch der Lore erinnert, mit der er vor vierzig Jahren - nein, es wird noch länger her sein - unter der großen Dorfkirche den Erntevogel tanzte? Suchte! wie ging das rasch! Was war das für ein Drehen und Springen! Und welch lustige Melodei spielte die Geige des Claus Koberbacher! - der arme Schelm schnitt sich den Hals ab, weil er es mit seiner böshafsten Frau nicht aushalten konnte. Ja, ich war damals recht verwegent! Aber man hatte mir gesagt, ich sei eine hübsche Dirne; der Himmel weiß, wer die Narren besung, mir dergleichen zu sagen, aber es wurde im Dorfe gesagt, und wie das zu meinen Ohren kam, war der Teufel los. Ich drückte meinen Erntevogel schieb in die Heden und zog den Reiger hinauf wie eine Feder, die im Sturm wirbelt. Hast du die Lore nicht gesehen? fragte man. Ja, da tanzt sie, biegt es, das tolle Ding treibt's wie die Engel im Paradies! Sie könnte der Guckel zur Memet aufordern. Haha! - Aber nachher kriegte ich keinen Mann. Ein Schwag, den ich lieb hatte, starb, ein anderer ließ mich sitzen, weil er herausgebracht, daß ich die braune Kuh nicht zur Aussteuer mit bekommen würde, und der dritte - nun eben Peter Clarjen, der liebte mich wohl und wollte mich auch heiraten - aber - ja, ich weiß nicht, warum doch nichts daraus wurde. Ledig ist er auch noch geblieben. Ich will an ihn schreiben. Wenn irgend auf Gottes weiten Erde noch jemand in Liebe an mich denkt, so ist's Peter Clarjen. Er wird mein Mann sein wollen, er wird für mich in des guten Königs Witwenkasse setzen; er ist ja reich, und dann werde ich stille Tage für mein Alter haben - stille Tage, wo ich beten und an meine totenen Lieben denken kann. O wie süß wird das sein! Ruhe, Ruhe!“

Die Alte setzte sich hin; aber sie war ungelübt in der Federführung, und dazu kamen Federn, die nicht schreiben - eine war gebraucht worden, um dem Kanarienvogel in seiner Krankheit Weidung zu reichen, mit der anderen hatte man an Tage vorher Del ins Thierglas geträufelt - und eine gelblich schimmernde wässrige Tinte. Endlich brachte sie dennoch

salation von unlöslichen Staub ist die Statistik Hirt's über 12,647 Staubarbeiter. Während bei denjenigen Gewerben, die in relativ staubfreier Umgebungs arbeiten, unter 100 Erkrankten nur 11 schwindbüchtige waren, bei denjenigen, die vegetabilischen Staub ausgesetzt sind (Müller, Kohlenrubenarbeiter, Weber, Schornsteinfeger, Cigarrenarbeiter u. s. w.) 13,3 unter 100, befanden sich von den dem mineralischen Staube Ausgesetzten unter 100 Erkrankten 25 Schwindbüchtige, und von den dem Metallstaub ausgesetzten Gewerbetreibenden unter 100 Erkrankten 28 Schwindbüchtige; ganz besonders hochgradige Lungen zeigten die Feilenhauer, von deren Kranken 62 Proz. an Schwindbücht litten (von den Schmiedern und Schloßern dagegen nur 10-12 Proz.), und in den Schießfelder Nähfabriken sollen von 100 Schloßern über 60 brustkrank sein.

3. Krankheitsstoffe. Durch die Forschungen der neuesten Zeit ist für eine Anzahl Krankheiten festgestellt, daß sie durch kleine, nicht mit dem bloßen Auge, sondern nur bei besonderer mikroskopischer Vergrößerung sichtbare lebende Wesen - Mikroorganismen - entstehen (Infektionskrankheiten). Und zwar ist es stets ein ganz bestimmtes, wohlcharakterisiertes Mikroorganismus, der jeder einzelnen dieser Infektionskrankheiten zugrunde liegt und ist keine einzelne Mikroorganismenart imstande, selbst unter den mannichfachen Verschiedenheiten äußerer Umstände einen anderen Krankheitsprozeß zu erzeugen, wie ein und denselben. Einzelne Mikroorganismen-Arten

mischen sich der Luft bei und durch Einathmen oder Berührung d. d. solcher Luft entstehen die diesen Mikroorganismen eigenen Krankheitsprozesse. So wissen wir, daß die Luft Träger der Schorlach-, Mafern-, Pocken-, Keuchhusten-, Lungenschind und -tuberkulose, Malaria, Cholera, Diphtheritis-Mikroorganismen ist und deshalb ansteckend wirkt. Die Imprägnierung der Luft mit spezifischen Mikroorganismen ist in einzelnen Häusern, ja ganzen Straßen oftmals so stark, daß förmliche Hauss- und Straßengeminder entstehen. So erwarnte ich mich, daß im Jahre 1866 auf der Strohhofsstraße in Halle sämtliche Bewohner eines Hauses an der Cholera starben, kein einziger am Leben blieb. Ferner ist vom Keuchhusten und von der Diphtheritis bekannt, daß sie nicht selten sämtliche Kinder einer Etage, namentlich aber derselben Schlafstube ergreifen. Abnliches gilt von den übrigen genannten Infektionskrankheiten. Namentlich ist die Luft in der Nähe der Kranken ansteckend, während in weiterer Entfernung von Kranken die Gefahr geringer wird oder ganz aufhört. Aus dem Gefagten folgt, daß wir uns am besten vor der Erkrankung an den genannten Infektionskrankheiten bewahren, wenn wir die Einathmung mit derartigen Mikroorganismen imprägnierter Luft zu vermeiden suchen und dafür sorgen, daß diese Mikroorganismen in der Luft theils durch Desinfektion in untern Wohnräumen, theils durch Zutritt gesunder Luft beseitigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Land- und Hauswirtschaft.

Eine Schutz- und Truppflanze.

Die Weinrose (Rosa rubiginosa „Sweetbriar“) als Zaunpflanze.

Nirgendes ist das natürliche Bedürfnis, sein oft mühsam erworbenes Eigentum gegen Dieber und Friedensstörer zu schützen, so schwer zu betriebligen und mit so großen Kosten verknüpft als dort, wo es sich darum handelt, weit ausgedehnten Grundbesitze und in dem darin befindlichen Pflanzen, Früchten und Tieren sichere Schutz zu gewähren. Wir glauben daher allgemeiner Zustimmung zu begehen, wenn wir der großen Zahl derjenigen, welche sich in der angegebenen Lage befinden, eine ebenso zweckmäßige als billige Einfriedigungsart anzu empfehlen, auf welche noch viel zu wenig hingewiesen ist.

Es ist an sich schon eine längst erwiesene Tatsache, daß vor allen anderen Umzäunungsarten die Hecke die meisten Vorteile gewährt, indem sie mit Dauerhaftigkeit, Schönheit, größter Schutzfähigkeit die größte Billigkeit sowohl der Anlage als der Unterhaltung verbindet, so vereinigen sich alle diese Vorteile in ganz unübertrefflicher Weise in einer Heckenpflanze, die wir darum vor allen anderen empfehlen; wir meinen die Weinrose (Rosa rubiginosa „Sweetbriar“).

Ein kurzer Vergleich mit anderen vielfach gebräuchlichen Heckenpflanzen dürfte schon von der Wichtigkeit des Gefagten überzeugen. Wer hätte nicht die große Bruchigkeit der oft angepriesenen Akazien, das überaus langsame Wachsen der Weißbuche, die große Verschiedenheit der Bodenbedürfnisse einzelner Arten beobachtet, wozu der Weißdorn das deutlichste Beispiel liefert, der ja bekanntlich in jenem lehmreichen Boden nur von kurzer Lebensdauer ist! Wer hätte nicht zu klagen über das Raschwerden seiner Nadelholzhecken, über die überhaupt geringe Dichtigkeit der meisten Heckensträucher! Die Schottische Zaunrose zeigt keine dieser Nachteile.

Da sie an Schönheit von keiner anderen Heckenpflanze erreicht wird, weil den herrlichen weißlichroten Blüten ein lieblicher Duft entströmt, ja die ganze Pflanze namentlich nach warmem Regen das Aroma seiner Rosen verbreitet, so dürfte sich diese Pflanze ganz besonders zur Einfriedigung sowohl kleiner Hausgärten und ganzer Parkanlagen als auch zum Schutz der heiligen Ruhe der Friedhöfe empfehlen.

Aus dem Umfande, daß die Weinrose an Wehrfähigkeit vermöge ihrer starken Dornen den Weißdorn noch übertrifft und jedem Eindringlinge trotzt, folgt, daß sie sich sehr wohl zur Umzäunung von Fabriken, gewerblichen Anlagen u. s. w. eignet und gerade hierzu nicht genug empfohlen werden kann.

Anerkanntes giebt sie unseren geliebten Gehilfen bei der Insekten-Vertilgung sichern Schutz und reichliche Gelegenheit

zum Nestbau, verbindet aber damit einen Vorteil, den sie mit keiner anderen Heckenpflanze theilt. Die zahllosen unseren Obfruchtplanzen und deren erträgen schädlichen Insekten finden an der Weinrose keine ihnen zugehende Nahrung. Auch die sorgfältigste Reinigung und Unterdrückung der Weidpflanzen ist vergänglich, wenn man sie mit Hecken von dem mit Dornen und Birnen verwandten Weißdorn (Crataegus) und Lantane (Cyclonia) oder mit Einfriedigungen der mit Kirichen und Pflanzen verwirklichter Schlehe (Prunus spinosa) umgeben hat. Die genannten Hecken geben den betreffenden Insekten die denkbar günstigsten Verstecke und schmackhafte Futter. Kein Obfruchtinsekt kann tagelang auf Rosen gedeihen, weil er die ihm erwünschte Nahrung nicht findet. Schon dieser eine Vorzug unserer Strauches - auf dessen weitere augenfällige Folgen wir nicht eingehen brauchen - dürfte genügen, ihn allen Gartenbesitzern zum dauernden Freunde zu machen.

Die Weinrose gedeiht in jedem Boden, doch ist es vorteilhaft, denselben vor der Pflanzung 50 cm tief zu rigolen und zu düngen. Die Pflanzung zur Hecke geschieht in zwei ca. 25 cm entfernten Reihen und zwar rechnet man pro 1 m ca. 10 Pflanzen in der Reihe. Bei anhaltender Trockenheit hat man bis zum kräftigen Austrieb einmalmal gut anzugießen, auch empfiehlt sich ein Bedecken der Pflanzung mit verrottetem Dünger, welcher die im Herbst gepflanzten Rosen vor Frost und im Frühjahr vor zu starkem Austrocknen schützt. Nachdem die Pflanzen zwei Jahre gestanden, schneidet man sie und grebt der Hecke nach und nach die Form und Höhe, welche man seinen Zwecken entsprechend hält. Sie vertragen den Schnitt vorzüglich und sind dessen sogar bedürftig, wenn die Umfriedigung eine recht saubere und dicke werden soll.

Haben wir diese Rose als ein Trugmittel gegen alle den Landwirth schädigende Thiere, als Hecke, Säen u. s. w. empfohlen, so wollen wir dagegen nicht vergessen, den Jagdbesitzer daran zu erinnern, daß ihm in dieser Pflanze ein sicheres Säugmittel gerade für diese Thiere und ihre Fortpflanzung geboten ist.

Die Verwendung ist dann etwas andere. Man pflanzt die Rosen auf Hügeln, Abhängen u. s. w. zu Gruppen zusammen, indem man pro Quadratmeter ca. 20 Pflanzen rechnet. Schon nach wenigen Jahren gewahren diese Dorngebüsche dem Wild und seinem jungen Nachwuchs einen so sichern Schutzwinkel, daß kein Raubthier ungestraft eindringen kann. Ganz besonders eignet sich der Strauch zur reichlichen Anpflanzung in Salanarien, da er den Schutz (Druck) der für dieses Wild zum Ueberwachen nöthigen höheren Bäume sehr gut verträgt, sogar liebt. Auch die im Herbst erfindenden roten Früchte bieten dem Haawild eine willkommene Speise.



Ueber die Diät in gelunden und kranken Tagen.

Von Sanitätsrath Dr. Kunze in Halle.

X.

Ueber gesunde und schädliche Luft.

Unter gesunder Luft können wir allein diejenige verstehen, welche die normale Zusammensetzung hat, während alle schädliche sowohl diejenige bezeichnet werden muss, welche erhebliche Veränderungen der Zusammensetzung ihrer nothmalen Bestandtheile zeigt, als auch diejenige, welche fremde Stoffe beigemengt enthält. In trockner reiner Luft finden sich auf 100 Raumtheile etwa 79 Stickstoff und 21 Sauerstoff, auf 100 Gewichtstheile etwa 78 Stickstoff und 24 Sauerstoff. Immer sind der Luft Wasserdämpfe beigemengt, deren Menge mit der Höhe der Lufttemperatur zu- und abnimmt; so enthält ein Kubikmeter Luft bei 0° C. 5 g., bei 30° 29,4 g. Wasserdampf. Ferner enthält die reine Luft Spuren von Kohlenäure und zwar 0,4—0,6. Der zur Erhaltung unserer Gesundheit und unseres Lebens nothwendige Bestandtheil der Luft ist der Sauerstoff, während der Stickstoff nur das Verdünnungsmittel des Sauerstoffes bildet; und zwar gebraucht ein Erwachsener im geschlossenen Raum (Zimmer), soll er sich wohl befinden, in der Stunde den Sauerstoff von 60 ccm reiner Luft. Reine Luft reicht nicht, ist angenehm einzuathmen, wirkt belebend und erfrischend. Die reinste Luft finden wir in Gebirgsgegenden, in denen weder Menschendichtigkeit noch Industrie die Luft verderben, und benutzen wir solche Gegenden als sog. Sommerfrischen zur Herstellung der Gesundheit. In größeren Städten, besonders eng bebauten, ist die Luft weniger rein und spürt man dies schon durch die Athmung, wenn man aus dem Freien in die Stadt eintritt, namentlich in enge Gassen derselben.

Schädliche Luft ist entweder verbrauchte oder solche, welcher schädliche fremde Substanzen beigemengt sind.

Verbrauchte Luft ist solche, welche infolge der Einathmung von Menschen einen erheblichen Theil ihres Sauerstoffes eingebüßt hat. Solche verbrauchte Luft enthält zugleich eine größere Menge Kohlenäure, die aus der Ausatmungsluft stammt und berechnet man nach der Menge Kohlenäure in der Luft die Güte oder Verdorbenheit derselben. Man findet die verbrauchte Luft besonders in geschlossenen, von Menschen überfüllten und nicht genügend ventilirten Räumen. So wie in Bettentöfen in überleichen, schlecht ventilirten Krankenzimmern den Kohlenäuregehalt zu 2,4 pro Mille, in überfüllten Hörsälen zu 3,2, in Kneipen zu 4,9, in Schulzimmern zu 7,2 pro Mille nach. Die verbrauchte Luft „riecht nach Menschen“, wie man zu sagen pflegt, doch stammt dieser üble Geruch nicht von der Kohlenäure. Derselbe ist geruchlos, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man eine Flasche Selterswasser oder Selt öffnet. Der üble Geruch stammt von der Verunreinigung des Schweisses, von unreinlich gehaltenen Kleidungsstücken, von entleerten Magen- und Darmpögen, von Zerfegungsgasen, von Speiseresten im Munde, von cariösen Zähnen der in einem geschlossenen Räume mit schlechter Ventilation angehäuft Menschen. Das verbrauchte Luft für die Gesundheit schädlich ist, muß als selbstverständlich betrachtet werden. Zwar führt verbrauchte Luft nur selten eine acute Gesundheitsstörung herbei, da die Sauerstoffverminderung und Vermehrung der Kohlenäure hierzu nicht die nöthigen Grade zu betragen pflegt, wohl aber leidet unsere Gesundheit in chronischer Weise. Wer genöthigt ist, anhaltend in schlechter Luft zu athmen, bekommt eine schlechte Nahrungsaufnahme, wird bleich, seine Ernährung geht zurück, da der Stoffwechsel infolge nicht genügender Sauerstoffzufuhr mangelhaft wird und betont Hirt, daß nach seinen Untersuchungen einige Berufsarten, namentlich Bierbrauer, Brauntweinbrenner, die in Pressfabriken beschäftigten Arbeiter unter der in ihren Arbeitsräumen verbreiteten Kohlenäure besonders zu leiden haben. Wir möchten darauf hinweisen, daß in überfüllten Schulen die Kinder sich oftmals wirklichen Unwohlsein zuweilen, was häufig fälschlich für „Schulkrankheit“ gehalten wird, für dessen Entstehung jede andere Erklärung fehlt als die, daß schlechte Luft in den Schulzimmern die Ursache bildet und ferne daß Menschen einen weit weniger erquickenden Schlaf in engen, überfüllten

Schlafstuben haben wie solche, die in geräumigen Schlafstuben schlafen und erlere nicht selten über einen ungewöhnlichen Kopf am Morgen klagen. Die bleibe Farbe der sog. „Stubenhocker“ rührt zumeist von Entbehrung guter Luft her. Die Entwidlung verbrauchter Luft in Zimmern wird durch fleißige Ventilation und genügende Größe der Wohnräume nach Verhältnis der sich in denselben aufhaltenden Menschenzahl verhütet. Die Ventilation geschieht durch rechtzeitiges Öffnen der Fenster, der Thüren, durch poröse Wände und durch den von der Stube aus zu heizenden Ofen. Bei engen Schlafstuden sollte man selbst im Winter lieber eine kleine Oeffnung des Fensters lassen, als die ganze Nacht über verbrauchte Luft einzuathmen und bekanden sich im Jahre 1866 die Schwerkervendeten in den Artaden Kliffingens, in denen sie sich halb im Freien befanden, an besten. Seit Einführung des Barocensystems ist die Sterblichkeit in den Kliffingen weit geringer wie früher. Betreffs der Porosität der Wände ist zu erwähnen, daß nur trockene Wände porös sind, feuchte Wände dagegen ihre Porosität verlieren haben; die mangelnde Porosität bildet einen Hauptgrund dafür, daß die Bewohner neuer Häuser, das sog. „Trodenwohnen“, sehr ungesund ist. Als richtige Größe der Wohn- und Schlafräume für den Einzelnen im gesunden Zustande werden 800, im kranken Zustande 1000 Kubikfuß bei genügender Ventilation angegeben, doch scheinen diese Ziffern etwas hoch gegriffen zu sein, und genügen wohl weit beschränktere Wohnräume, wenn nur die Luftzufuhr ausreichend ist.

Die fremden Substanzen, welche die Luft schädlich machen, können sein 1. Gase. Vorzüglich sind es Verwesungsgase (Schwefelwasserstoff, Ammoniak), die aus schlecht angelegten Abtritten in unsere Wohnungen dringen; ferner Kohlenoxydgas, welches durch unvollkommene Verbrennung der Feuermaterialien im Ofen bei zu frühen Schluß der Feuerklappe entsteht oder als Bestandtheil des Rauchgases in unsere Wohnräume gelangt, wenn die Gasleitung nicht genügend dicht oder die Verbrennung des Rauchgases unvollkommen ist. Das Kohlenoxydgas ist um gefährlicher, als es nicht riecht und sich in unserm Gernschmume nicht bemerkbar macht. Endlich kommen bei der Ausübung einzelner Berufsarten gewisse Gase in Betracht, so Schwefeläure und schwefelwasser, salpetrige und salpeterige Dämpfe, Chlorgas u. s. w., bei der Sodafabrikation, beim Köchen in Klempererien u. s. w.

2. Staubarten. Welche Mengen Staub selbst die reine Luft enthält, sehen wir an einem in unsere Stube einfallenden Lichtstrahl; noch weit mehr enthält sie bei gewissen Gewerben und bewirkt ihre Einathmung Krankheiten der Lungen — Staubnathmungskrankheiten. Der Staub dringt bei der Einathmung nicht allein bis in die feinsten Lufttröhrenverzweigungen, sondern, bei gewissen Staubarten, selbst bis in das zwischen den Lungenbläschen liegende Lungenewebe, erregt Entzündung, Entartung, Vereiterung der Lunge, Lungenfibrosid und führt dadurch sehr häufig zu frühem Tode. Die Schädlichkeit der Einathmung von Staub ist von der Beschaffenheit des letzteren wesentlich abhängig. So athmet der Wäcker Wehlstaub ein, einen Staub, der sich in der in den Lufttröhren befindlichen feinsten Flüssigkeit löst. Durch diese Eigenschaft ist der Wehlstaub weniger schädlich, bewirkt zwar häufig einen mäßigen Brustkatarrh, führt aber keine eigentlichen Zerstörungen des Lungenewebes herbei. Er wird meist mit mehr oder weniger Leichtigkeit wieder ausgehustet, vielleicht auch zum Theil resorbirt. Wir sehen daher bei Wäckern trotz häufiger und intensiver Einathmung von Wehlstaub niemals Lungenfibrosid entstehen; sondern meist sind die Wäcker wohlgenährte oftmals selbst fette Personen und fühlen sich dieweilten ganz wohl. Anders verhält sich mit den Staubarten, die unlöslich sind und geben hier besonders Eisen- und Sandsteinstaub. Dieser Staub dringt bis in die Lungenbläschen hinein und erregt schmerzliche Lungenentzündung, die fast immer in Lungenfibrosid übergeht. So ist es eine bekannte Thatsache, daß Steinbauer selten älter als 40 Jahre werden, schon früh an Lungenfibrosid zugrunde gehen. Höchst interessant über die Folgen der In-

unter unendlicher Dual einen Brief zustande, in welchem außer allem Zusammenhange die einzelnen Sätze vorkamen: „Die arme Vore, Peter, ist vorige Nichts sechszig Jahre geworden. Peter, hundert Thaler für mich in die Wittwenkasse thun, so bekomme ich nach deinem Tode fünfzig. — Peter, du machst meine Vore auf ewig glücklich.“ Alte Arme und Weine — Gicht im Handgelenk — vorigen Herbst lange Zeit krank gelegen — viel Verdruß meinen Lieben verursacht, weil ich nicht starb — Vore.“

Dieser Brief wurde mit dem Metallhosp des Brillenintervalls versiegelt, und gegen die Abendstunde stand Tante Lore an der kleinen Brücke und wartete auf den Boten, der ins Städtchen ging, das nahe Dorf passirte und den Brief mitnahm. Die Alte hatte ihm als Bote Lohn nichts dafür zu geben als eine trockene Semmel, die sie ihrer Nichte gestohlen, ihr erster und letzter Diebstahl in der Welt. Wie bang und hoffnungsreich legte sie sich den Abend zu Bette!

Nach einigen Tagen kam die Antwort: „Mademoiselle! (Wie ergröckte dieses vornehme Wort die arme Briefempfängerin.) Ihre Proposition hat mir Freude gemacht, weil ich daraus sehe, daß Sie mich meiner in Affektion denken; aber nehmen Sie's mir nicht übel, ich bin jetzt ein Junggeißel, der seine Nichte liebt und noch gern ein paar Jahre lang die Welt genießt. Sie aber, Mademoiselle, wenn ich thäte, was Sie wünschen, würden mich „zu Tode senken“. Ja, Sie würden wünschen, daß ich nur bald unter die Erde käme, damit Sie Ihre Pension genießen. Wählen Sie sich einen andern Mann, Mademoiselle, einen Mann, der betagter und fünfzigjährig ist, als ich bin. Ich schlage Ihnen dazu unsern alten Vogt vor. Der hatte schon einmal eine alte Jungfer sich auf den Rücken geladen und wird jetzt Sie aufheben, wenn Sie ihn hübsch bitten und ihm eine wollene Wagenbinde zu Michaels, wo sein Geburtsort ist, schicken. Schicken Sie mir nur getrost Brief und Wagenbinde, ich werde beides befragen; aber nur bald, denn der Mann hat den Blutstufen, und wenn Mademoiselle nicht schnell dazwischen tritt, so stirbt Ihnen das kostbare Mannsbild vor der Nase weg. Ich bin, mit Respekt zu sagen, Ihr alter Knecht F. Clarfen.“

Dieser Brief erhielt Vore, als sie noch ihre Straße abhätte wegen des Kinderrevels im Garten, den sie nicht verbiert hatte. Sie sah bei ihrer trocknen Brodrinde und dem Glase Wasser, als ihre Zeilen ihr eingehängt wurden. Weit entfernt, die abschlägige Antwort als Kränkung aufzunehmen, rief sie: „Ah, da sieht man, wie prächtig so ein Mannsbild lebt, welche ehrenwerthen Gesinnungen es hegt! Er will frei und ungebunden leben! Das darf er, denn er ist ein Mann. Ja, er mag noch recht flottlich aussehen, ein Junggeißel noch in seinen besten Jahren! Ob er wohl noch die rotte Wette trägt, an die ich ihn einmal die Blume steckte? — Nein, nein, die hat er längst abgelegt, der herrliche Mann! Und er nimmt's so gar nicht übel, daß ich mich an ihn gemeldet habe, das ist eine recht edle und brave Natur. Ich will für ihn beten, daß er noch recht lange lebe und es ihm gut gehe. Ja, du stolzer Junggeißel! Ja, die Männer, die bleiben immer stolz und hochgejunt. — Nun will ich daran denken, wie ich dem guten Vogt die Wagenbinde sticke. Wo will ich aber die bunte Wollle hernehmen? Ei nun, das neue Sarfcheibchen, das ich Sonntag anziehe und das erst lumbige zehn Jahre alt ist, ich will's verkaufen. Das giebt Geld wie Heu und ich mache mich sungs an Seine Hochwürden, den Herrn Vogt. Ja ich will, ich will einen Mann! Ich seh nicht ein, warum nur die jungen Dinger von achzehen Jahren nach den Männern

er im Dorfe umschauen sollen; auch ich mach' noch den Diegen mit — auch ich!“

Die Alte lachte und tauchte die Nichte ins Wasser, um sie weich zu machen, dann schloß sie das Gefährten auf und nahm das Sarfcheibchen hervor. Dieses wunderbare Kleidungsstück, das nie alt wurde, denn ein Alter von zehn Jahren war dem Sarfcheibchen gerade wie gar kein Alter, dieses unvergleichliche, unzerstörbare Stück war zum erstenmal an den Leib der Tante Vore gekommen, als sie eine Art Ehrenpöpsel auf der Hochzeit ihrer Nichte bekleidete. Es war scharlachrot und an jenem denkwürdigen Tage hatten sich einige Tropfen Wein auf die linke Schulter verirrt, und dieser Fleck war noch sichtbar. Diese fleckliche Farbe, dieses Scharlachrot von einem Glanz, der sich mit nichts vergleichen läßt, das weiße Halsband und der schwarze Rock dazu bildeten eine vortreffliche Zusammenstellung. Aber es hilft alles nichts, das Leibchen muß fort, und es verwandelt sich auch wirklich alsbald in bunte Wollle, und diese Wollle in eine statliche Leibbinde mit einem großen roten Herzen in der Mitte.

Den Brief brachte uniere alte Jungfer diesmal viel leichter zustande; es war ja ein fremder alter Herr, an den sie schrieb, und zwischen ihm und ihr herrschten keine Beziehungen so zarter Natur, wie zwischen ihr und Peter Clarfen. Sechs, sieben, zehn Wochen vergingen und keine Antwort traf ein. Der alte Herr mochte gleichfalls fürchten „zu Tode gejunft“ zu werden. Aber es ist betäubend zu sagen, daß er die Unschicklichkeit beging, die Wagenbinde, trogdessen, daß er nichts für die Schöpferin derselben that und zu thun beabsichtigte, zu tragen und mit dem roten leuchtenden Herzen gelegentlich zu spielen.

Tante Vore wendete jetzt ihre Blicke anderswohin; leider befanden sich aber in dem Kirchvengal nicht viele alte Herren, die den Mühsüßen hatten. Es fanden sich wohl ein paar, aber diese hatten zwar den Hüften, aber kein Vermögen, sowie andere wieder Vermögen, aber nicht den Hüften hatten. Dafür lebte auf dem herrschaftlichen Schlosse ein Gärtner, der sich schon seit vielen Jahren mit einem hübschen Kapital zur Ruhe gekehrt hatte und ber an der Schwindsucht litt. Zu ihm schickete nun die arme alte Jungfer, aber ebenfalls vergeblich. Sie schrieb das Scheitern ihrer Bemühungen dem Unfände zu, daß sie vor dem Gärtner nicht im Sarfcheibchen erscheinen konnte, sondern daß der Besuch im Alltagsrode abgeflattet werden mußte. „Wenn ich im roten Wieder vor ihm erschienen wäre,“ so sprach sie zu sich selbst, „hätte der alte böse Mann gewiß nicht den Muth gehabt, mir zu sagen: „He, Jungfer, da der Kübler und sein Weib, sammt den zwölf Ungehörigen Euch nicht haben in die Grube bringen können, so werdet Ihr sicherlich ein Alter von hundert Jahren und drüber erreichen, und da wird sich die Kommission in Berlin wohl bedanken, Euch in ihre Register aufzunehmen.“

Und nun, weil doch jede Geschichte ihr Ende haben muß, will ich euch sagen, daß Tante Vore mit dem Zeitungsblat in der Hand, von dem sie sich nie mehr trennte, hie und da noch einen Verlust machte, in die Wittwenkasse zu kommen, daß aber alle diese Unternehmungen sehr schlugen und ihr Leben im Hause des Küblers dadurch nur noch drückender und böser wurde. Man nannte sie im Dorfe nur „das Wäddchen, das einen Mann sucht.“ Eines Tages fand man Tante Vore auf dem Kirchhofe, auf dem Grabe ihres Vaters, todt. Sie hatte mit dem einen Arm das Kirzist umschlungen und ihre Hand ruhte auf dem Christusbilde. — Sie hatte ihren Mann gefunden.

Der deutsche Student.

Ein Autorbild aus den ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Abgang von Halle. Revuezeit. Ankunft in Jena.

Lebt wohl ihr Straßen grad und trumm, Ich zieh' nicht mehr in euch herum, Diech'n' euch nicht mit Sucherlang, Mit Kirchschre'n und Hochgefang.

Musicalized.

Das Consilium abeundi auf zwei Jahre — so lange durfte der Consilite nicht nach Halle zurückkehren — erstreckte Felix

lange nicht so sehr, als die vielen Schulden, die er juridisch, und daß er aus dem herrlichen Leben so schnell gerissen wurde. Nach dem Gehegen hatte er sich alsbald nach Aufzählung der Straße aus der Stadt zu entfernen, aber wie war das möglich, die Mäuliger ließen ihn nicht ziehen, und er hatte auch kein Neßgeld. Doch jene „Mäuliger“ wurden theils durch ausgestellte Ehrenbeine, theils durch Bürgerausstellungen seiner Freunde befreit; um das Consilium, das nicht unentgeltlich verhängt wurde, und den Schaden, der bei jeder Schlugerei und den nachfolgenden Restörungen angerichtet und auf acht-



Hundert Thaler geföhrt war, wovon jeder Besrafter seinen Theil tragen mußte, zu bezahlen, wurden Kleingeldstücke, unnütze Gold- und Silberwaren veräußert oder verkauft.

Nun war nur noch die Frage: wie war die Mutter und der Vormund zu täuschen, wie Weisheit zu beschaffen? Auch hierfür wurde Rath. Mitte August fiel das Unglück vor, bis zum Anfanse der Ferien waren nur noch vierzehn Tage. Schnabel schrieb daher ganz getroßt an seine Mutter, von welchem Briefe wir einige Bruchstücke besitzen können, woraus des Schreibers Schlauputz und Berittigkeit recht klar wird.

„Du magst Dich wundern, liebe Mutter, daß ich schon jetzt, nach einem halben Jahre, Hülfe wieder verlangen will; höre jedoch meine triftigen Gründe. Weder die Professoren an dieser Universität sind so trefflich, als sie gerühmt werden, noch der Umgang mit Einemgleichen befriedigend. Dies sind meistens rothe Gesellen: durch Leichtsinns und Mangel an Lebensfähigkeit wurde ich in Gesellschaften gezogen, die mich vom Arbeiten abgelenken und viel Geld gekostet haben. Ueberhaupt ist das Leben hier sehr theuer und man hat doch nichts für sein schönes Geld. Dagegen ist dies alles in Jena, nochein ich gehen werde, viel besser; dort sind gute Professoren, es herrscht dort mehr Fleiß unter den Studenten und alles ist besser und wohlfeiler. Du wirst daher gewiß meinen Entschluß billigen nach jener Universität zu gehen, wo ich sehr fleißig und ordentlich sein will.“

„Hast aber die Güte, mir den nächsten Wechsel noch hierher zu schicken, es ist gewiß so sicher, da ich in Jena niemanden kenne. Auch habe ich noch einiges hier zu bezahlen. Wenn Du mir eine kleine Zubehöre zu einer beabsichtigten Ferienreise, über Leipzig nach Dresden in die sächsische Schweiz schicken wollest, so wüßtest Du mich außerordentlich erfreuen und ich wüßte dankbar dafür sein.“

„N. S. Adresse nicht an mich, sondern an A. W., einmal ist dieser mein Freund hier viel bekannter als ich, und dann bin ich nicht dem Ansinnen vieler Bekannter ausgelegt ihnen Geld zu leihen, wie es mir voriges Semester erging.“

Der Schlauputz ließ das Geld nicht an sich, sondern an einen solchen, nicht mit Schulden besetzten Bekannten schicken, damit keine Gläubiger nicht etwa Ärger darauf legten. Nach Jena wollte er gehen, weil er dort schon mehrere der Wardia befreundete Franken kannte, das Leben auf jener Hochschule auch sehr frei und nicht theuer sein sollte. So schien er alles gut einzuleiten zu haben und verbrang sich bis zur erwarteten Ankunft des Geldes der Reihe nach bei seinen Bekannten, um nicht erkannt, und von neuem bestraft, oder polizeilich ausgewiesen zu werden. Der Koffer — Rufen und Kassen waren nicht mehr nöthig, da der bescheidene Koffer von dem Ueberrest seiner Effekten kaum voll war — wurde gepackt und mit Postvorschuß poste restante nach Jena spedirt.

Die Zeit bis zu seinem Abgange verließ Schnabel sehr langsam, heute blieb er bei diesem, morgen bei jenem und mußte sich des nachts mit dem Sopha begnügen. Am Tage wollte er nicht ausgehen, einwirkte sich daher scheinlich und nahm wirklich bisweilen seine Zuflucht zu einem Buche, sogar in der Bibel haben wir ihn einstmals blättern sehen.

Am Abend aber ging er aus, mit Schnulacht erwartete er die Dämmerung, machte sich so viel als möglich unentdeckt und zog aus. Vor Mitternacht kam er nie zurück und gewöhnlich ganz betrunken, war es ihm auch zu verargen, daß er die letzte ihm so lang zugemessene Zeit in Halle noch recht genießen wollte?

Endlich kam Brief und Geld von Hause. So unerfreulich jener, so erwünscht war dieses. Die Mutter schrieb ihm, wie sie so manches Unvortheilhafte über ihn vernommen, ihr auch die auf der Schule zurückgelassenen und bereits bezahlten ansehnlichen Schulden zu Ohren gekommen seien, sie wußte auch vom Bettverkauf, warnte vor ähnlichen Verirrungen, drohte, wenn nicht Besserung einträte, von dem ungerathenen Sohn nichts mehr wissen zu wollen. Dies wären nur Nebenarten, meinte Peltz, beangstigender war die Nachricht, daß der frühere Vormund Altersschwäche halber die Tute niedergelegt habe und diese einem Jüngern, sehr strengen, unfrem Schnabel nie recht günstigen Verwandten übertragen sei. Die Mutter fügte hinzu, daß sie den Sohn gegen diesen, der ihn absolut unter die Zahlungskommission hätte stellen wollen, bis jetzt noch vertreten und verteidigt hätte, später würde dies aber, wenn der einer solchen Zurückrede Unwürdige sich nicht ändere, nicht wieder geschehen.

Auf mehreren Universitäten bestehen eigene Kommissionen, welche für die ihnen empfohlenen und unter sie getheilten Studirenden alle Bedürfnisse, Rechnungen zc. bezahlen und das ihnen ausgelegte Taschengeld einbringen. Man will durch diese Einrichtung wahrlich die Schuldendenken verhinbern, kommt aber nicht immer zum Zweck.

Schnabel sah wohl wie sehr er alle Vorwürfe verdient hatte, ging auch einige Zeit lang in sich, doch Vorwürfe aus so weiter Ferne thun nicht weh und wurden über dem seltenen Entschlusse, von nun an solider zu werden, bald vergessen. Angenehmer übertraf ihn der volle Wechsel und ein nicht unansehnlicher Wechsellager zur Ferienreise, der zwar hinter der Erwartung zurückgeblieben war, aber die Mutter hatte ja auch die Sünden an der Schule gedekt!

Die nöthigsten Ehrenschulden wurden in Halle bezahlt; ein Ränzchen gekauft, mit nöthiger Wäsche und sonstigen Kleinigkeiten gefüllt, von einem Bekannten ein aufgeschwobener Fudel zu einer Fußreise ein notwendiges Aggregat — erhandelt, Stroh und Weite reisefähig angepackt, — und nun zog Schnabel wehmüthig, aber hoffnungsvoll von Halle gen Leipzig. Bekannte gaben ihm das Geleit, im nächsten Orte wurde eingeleitet, gezecht, der letzte Kuss und letzte Händedruck dem Scheidenden gereicht, der so gern wieder mit umgekehrt wäre, nochmals die Kneipe, Cröllwitz, die Straßen eng und trumm, und sein treues Völkchen, der er, sei es Scham von ihrer oder seiner Seite, nicht wieder gehen hatte, zu beklagen! Aber die Pabel und die kluge Polizei hinderten ihn an diesem lockenden Vorhange, er ging fürdas die Gasse nach der „Einkensstadt“, dem „deutschen Ahen.“

So verachtet in der Regel die Handwerksburden — Knoten — von den weisen Hochschülern sind, und so frühe Erfahrungen der rüthig Schreibende jüngst in ihrer Gesellschaft und durch ihre Hände gemacht hatte, so scherte sich kein einträgliches Herz doch nach Mittheilung und er hielt es diesmal nicht unter seiner Würde sich einigen wandernden Kunstgenossen, die auch nach Leipzig sturten, anzuschließen. Er stampte, von diesen fröhlichen Leuten viele treffende Bemerkungen, Erzählungen von fremden Ländern, rüthige Begriffe vom Leben, über Kunst und Gewerbe zu hören und fing an, diesen früher so geringgeschätzten Stand besser zu würdigen. Bei guter Unterhaltung wurde ihm per lange Weg — fünf preussische Postmeilen, oder sieben Stunden — verfrächt, er genosse seine Begleiter so lieb, daß er verdammt eine in Schwandig sich darbietende Retourkarte zu besorgen, er blieb in der zufällig gefundenen Wohnung, als und trant mit ihr — wenn ihm nur keine hollische oder leipziger Studenten treffen! — und zog des Abends in ihrer Begleitung in die durch die nahe Messe sehr belebte Stadt ein. Die Brüder Straubinger mußten ihre Wanderbücher vorzeigen und abgeben, der an der bunten Mäule, an Weise und Mund als Studio erkannte Schnabel passirte ungehindert, denn in jener guten Zeit reiste der wandernde Mufensohn mit weniger Bescherme, als jetzt, er wurde gar nicht von Demagogen-wiltenden Gendarmen, Douaniers und Polizeibehörden angehalten, oder die Vorzeigung seiner Matrikel genügt.

Der Student erhält bei seiner Aufnahme auf der Universität ein großes lateinisch gedrucktes und bejegeletes Folioblatt — die Matrikel — und der Akt, wodurch er unter die Zahl der Hochschüler aufgenommen und als solcher anerkannt wird, heißt Immatrikuliren. — Diese Matrikel dient als Legitimation und früher auch als Paß — passe partout!

Obwohl Peltz schon in Leipzig gewesen, wie wir früher erlähnen, so war er doch in der großen, gut erleuchteten, besser als Halle gepflasterten und weniger als jene dampfenden Stadt ganz unbekannt, er erfrag daher einige ihm bekannte Kaufleute und Neobornissen — zwei in Leipzig befindliche Corps — erhielt aber keinen Bescheld. Dieser war auch schwierig, da die Leipziger Studenten nur selten ihre Zimmer während der Messe bewohnen; wird diese abgehalten, so müssen sie ihre Logis räumen und Weisfremden, die theuer, mehr als der Student für das frühere Halbjahr, für fünf bis sechs Wochen zahlen müssen, einräumen. „Weisfreie“ Studentendormitorien sind selten, daher konnte den fragenden Fremdling aus niemand berichten. Da fiel es ihm ein, die Kneipen — Kommerzhäuser — jener Corps zu erfragen, aber er scheiterte wieder, denn da in Leipzig zu jener Zeit die Verbindungen durchaus verboten, überhaupt die Studenten nur wenig freisitzen gossen, so wußte kein Ueingelegter ihre Zusammenkünfte

örter. Nach langem Suchen traf er, schon Willens in ein theures Gasthaus zu gehen, einige buntemüthige Studio's, die den Gallenier — eo ipso ihren Dugbruder — zu den Kaufleuten — Mitgliedern der Justitia — brachten. Aber wie ganz anders fand er die sächsische Kneiperei im Vergleich zu der Halle'schen! Drei blasse Jünglinge saßen hinter eben so vielen Biergläsern in einem kleinen, dunklen Gemache. Keine Flaschen, kein Körnen und Singen — eine Tobentille herrschte. Doch mußte der Ueberlächter auch bedenken, daß es Ferien waren.

Der Eintretende, als Märkerrenonce erkannt, wurde bewillkommnet, erhielt ein Glas Bier und die Zusicherung bei einem der Anwesenden, der sich bald als der jovialste auswies, herbergen — „meinen“ — zu können. „Du mußt zwar sirlieb nehmen, Brüderchen, denn ich wolne während der Messe schlafen, aber wir sind ja auch nicht viel zukaufe.“

Schnabel konzentirte, trant mit den bald Bekreundeten noch einige Glas bairisches Bier, das aber wohl aus der Cister oder Pleiße gebrauet sein mochte, erzählte viel von Halle und seinem „Ped“, und erfuhr dagegen manches Interessante von Leipzig. Mädchen, Geld, Schulden, Bälle, und hin und wieder ein ganz im Geheimen und fern von der Stadt vollogenes Quill waren die Gegenstände, um welche sich das Gespräch seiner neuen Freunde drehte. Schnabel mußte und kannte dagegen ganz andere Duelle; Duelle und wieder Duelle, Anzüge und Kommerie, Kneipereien, Cröllwitz, Corpsgehen u. i. w. Von Nichtenen schwieg er.

Bald brach das vierblättrige Akeblatt auf, um sich an Orte zu begeben, die der leipziger Mufensohn vielleicht nur der dort zu erwerbenden Mensichentniss wegen besuchte, wohin wir aber nicht folgen wollen. Kurz vor Mitternacht treffen wir Schnabel mit seinem Wirthe, der mit jenem Bekannten, „Wormmann“ hieß und in Leipzig sehr bekannt war, vor dem Petersthore wieder; die beiden andern Gefährten mochten sich schon früher entfernt haben, oder zurückgeblieben sein. „Nun höre, Fückelchen, gehen wir wieder zum kleinen Kallenberg, wo wir früher gewesen und wo dein Wanzel und Hund noch sind, aber auf Glacis Kassehaus, da giebt es guten Grog und ein Jeu!“ — „Wie du denkst, erwiderte dem alten ebbemüthigen Wormmann das Fückelchen, aber zum Spielen habe ich keine Zeit.“ — „Du bist ein Blarr! sieh, ich bin schon fünf Jahre hier, und habe schon manche Spiele den Bankhaltern abgegot und immer noch mein Kneipgeld verbrannt, die Karten hübsch abspalten, war eine ein oder zweimal spielen, die Karten nicht bis zwölf Groichen drauf und warte dann wieder.“ — „Ach seine mein Spiel, das schlägt nie fehl, mit drei bis vier Preußen bin ich aber auch zufrieden.“ — Man ging auf Glacis Kasse, das war unter einen Aufhänger — einen von der Pant besoldeten Burgen, der die etwa nachspärende Polizei anmeldete, da das Hazardspiel in Leipzig öffentlich nicht geduldet wurde, — wodurch erhellte, daß der grüne Tisch mit der stummen Gesellschaft noch figurire. Den Eintretenden wurde ein Seitenblick von den Crombiers und Spielern zugeworfen, dann ruhig weiter abgeklungen und pointirt. Der Wormmann setzte nach einiger Ueberlegung, Schnabel auf dieselbe Karte; dann pausirte man einige Tacten, dann wurde wieder pointirt, der herabende Cif-fenestrig mit 8 Gr. Schnabel mit einem Hartling — einem harten preussischen Thaler; als das Spiel gegen zwei Uhr aufgehoben wurde, fand seiner Freybeziehung gemäß, der Wormmann richtig fünf Thaler, sein hocherfreuter Gast ungefähr das Dreifache erbeutet.

Diesem lönte während der wenigen Stunden Schlaf bis zum Aufstehen immerwährend das gagné und perdu in den Ohren, er pointirte, bog, gewann und hatte Goldstücken vor sich. Wenn man vom Geld träumt, so soll dies, wie meine Kinderwahn mir sagte, das Geheißel, also wohl Schulden, bedeuten — so wenig man sonst auf Träume und Sprechwörter gehen mag, so gehen sie doch sehr oft in Erfüllung; Schnabel liefert einen neuen Beweis. Nicht zufrieden mit einem mäßigen Gewinn wollte er alles — es lagen wohl an die dreitausend Thaler auf — haben, machte seine Operationspläne und theilte sie seinem sich erhebenden Fremde und Anleiter

mit. Der einfache Satz konnte nach der Meinung des Fückels zu seinem großen Glück führen, man müsse biegen, nicht Pasch, sondern Paroli, Six-lo-va u. i. w. Der ungläubige, besser belehrte, durch Erfahrungen klug gewordene Wormmann schüttelte sein würdiges Haupt, überließ es jedoch dem die Regeln des Faro und sichern Gewinn ausfalltirt habenden Fucks nach Gutdünken zu handeln.

Tag und Abend wurden mit dem Besehen der Merkwürdigkeiten, der Messe, der Menagerien u. i. w. zugebracht, dabei viel getrunken und die Nacht dem Fortschick geweiht. Schnabel operirte nach seinen unfehlbaren Berechnungen, der Wormmann nach gewohnter Weise; jener verlor den Gewinn vom vorigen Abend, dieser verschaffte sich wieder einige Reuten. Durch diesen Verlust noch nicht abgedrückt, spielte Schnabel auch die folgenden Tage nach seiner berechneten Methode, gewann mitunter, verlor aber im ganzen bedeutend mehr; mit Schreden überzählte er einst seinen Kassenbestand, aus dem sich ergab, daß er mit möglichster Sparsamkeit kaum noch die Reize nach Dresden und in die sächsische Schweiz würde bestreiten können, wovon sollte er aber dann in Jena seinen Koffer auslösen? Was war nun zu thun? Die Reize nach der sächsischen Schweiz wurde aufgegeben, nach dem Jena direct beschloffen. Zu Diersen sollte dann jene nachgeholt, der Mutter aber jetzt schon eine Reisebeschreibung, irgend einem Buche entnommen, mitgetheilt werden.

Das widerwärtige, die schönsten Pläne zerstörende Leipzig wurde par retour nach Naumburg mit Vermuthungen verlassen. Lustig sprang der Fabel Wonten, der in Leipzig nichts eingekauft, dagegen Vernehmlichungen aller Art erfahren hatte, neben der Schwerepatenten, mit Koffern und Menschen überladenen Gasse her, in welcher der mit Gott und Menschen habende Spiellet mitmüthig in einer Ecke saß. Doch auf jeder Station heiteren sich die Wolken seiner Strime mehr auf, die Jugend verzüßt und entbezt so leicht. In Naumburg zum goldenen Stern, wo die Mufensohne der drei nahen Universitäten Halle, Jena und Leipzig gewöhnlich eintreten, war unter Schnabel schon wieder der Alte, mit Freude las er das weit von lustigen Namen nebst mehreren Faten setzte, ließ sich Essen und den edlen Naumburger Dreimännerwein trefflich schmecken, prüffte das aromatische Würstchenlein und schlief, von Halle, Faro, dem Karzer und Jena bunt durcheinander träumend, ruhig und sanft trotz des Naumburger Gemaches.

Am andern Tage setzte er per pedes apostolorum — sehr begreiflich, daß jene heiligen Männer hier Art des Fortkommens wählten, da in jener Zeit nur sehr wenig Autos, und diese nicht für so arme Schlander, existiren mochten — seinen Weg nach Jena fort. Die Entfernung von Naumburg bis zu diesem Mufensitze Saal-Athen ist nicht groß, nur sieben Stunden, der Weg zum Fahren nicht der beste, für den Fußreitenden dagegen sehr angenehm: schöne Altsichten, Thäler und die silberne, zu Zeiten aber auch sehr misfarbige Soale sich schlingend, die drei Schläfer auf dem Dornbürger Felde, die Kunitz, die Vödeburg, der Fuchsbüchsen, die Wälder und Herz seßende, gemüthliche und mild romantische Bilder. In Camburg, einer früher zu Altenburg jetzt dem Herzoge von Meiningen gehörigen Stadt, restaurirte ihm Reisende seine durch die drei Stunden seit Naumburg erschöpften Kräfte, in Dornburg wurde ein dritter Halt gemacht zur sächsischen Schweiz in Dorndorf ein arto, in Anzign hatten ihn schon von fern an den gesungenen Liedern erkannte Studenten zu einem vierten verleiht, wenn jene Studenten, wie Schnabel in der Nähe inne ward, nicht Burdenschaften gewesen wären; raschen Schrittes ging er fürdas, das nahe Jena, oder Jäne wie die Einwohner sprechen, zog ihn gleich einem großen, unwiderstehlichen Magnet an: Beschuld konnte für diesmal nicht sein, Hunger und Müdigkeit verachtete er gleich dem ibnen Wonten und hielt sonach noch bei Tageszeit seinen Einzug in das berühmte und berühmte Jena. (Fortf. folgt.)